

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Ernst Friedel, Gustav Albrecht, M. Kühnlein: Kleine Mitteilungen.

Von derselben Seite wurde auf die bei dem Schlosse zu Neuhausen (Kreis Westprignitz) und zu Horst (Kreis Ostprignitz) vorhandenen alten Burgruinen aufmerksam gemacht. Für die Erhaltung der ersteren ist nach dem Berichte des Provinzial-Konservators vor einigen Jahren das Notwendigste geschehen.

Auf eine Anfrage wegen der Erhaltung des Berliner Thores in Potsdam erfolgte die Mitteilung des Provinzial-Konservators, dass nach seiner Kenntnis eine Änderung in der Stellung dieses Thores zur Erzielung einer grösseren Durchfahrtsöffnung geplant sei.

Auf eine Anregung wegen Schutzes eines grossen erratischen Blockes — sog. Teufelstein — in der Gemarkung Wendisch-Drehna wird der Provinzial-Konservator das dazu Erforderliche veranlassen.

Kleine Mitteilungen.

Bernhard Altum †. Am 1. Februar 1900 verstarb zu Eberswalde am Schlagfluss der Geheime Regierungsrat Professor Dr. Bernhard Altum im 76. Lebensjahre. Altum, aus Westfalen gebürtig, war ursprünglich katholischer Pfarrer, studierte dann in Berlin Naturwissenschaften. 1857 promovierte er zum Doktor der Philosophie, war dann als Lehrer am Realgymnasium seiner Vaterstadt Münster thätig und übernahm 1869 eine Lehrerstelle an der Forstakademie zu Eberswalde. Er wurde dort Professor und Direktor des Museums der genannten Staatsanstalt. Für die Forstzoologie, insbesondere für die Erforschung der Vogelwelt unserer Heimat ist er unablässig thätig gewesen. Er unterstützte Naturforscher und Naturfreunde, die ihn in E. aufsuchten, gern mit Rat und That. Für das Aufblühen der Brandenburgia interessierte er sich und hatte die Absicht einen Besuch unserer Mitglieder in diesem Jahr auf seinem Institut zu empfangen. E. Fr.

Die Erhaltung alter Kunstwerke, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Grabdenkmäler in Kirchen hat der bekannte Dresdener Gelehrte Hofrat Professor Dr. Cornelius Gurlitt in einem Aufsätze über die sächsischen Dorfkirchen in Dr. Robert Wuttkes Sächsischer Volkskunde dem Volke erst kürzlich dringend ans Herz gelegt „Diese Werke haben einen Wert, den kein moderner Künstler den seinigen geben kann, den des geistigen Verwachsenseins mit der Gemeinde. Sie sollten daher nicht nach dem Geschmack von heute beurteilt und selbst, wenn sie „Sachverständigen“ missfallen, nicht entfernt werden. Wir sollen über den Geschmack unserer Väter und ihre Thaten nicht richten, damit nicht wir einst gerichtet werden. Denn was uns schön

erscheint, wird deshalb nicht auch unsern Nachkommen als das Bessere gelten. Alter Besitz ist ein unersetzliches Gut, man sollte doppelt vorsichtig sein, es zu veräussern, denn das Verlorene ist nie wiederzubringen. Auch die in den Kirchen aufgestellten Grabsteine sollte man als ehrwürdige Denkmäler schonen. Auch hier ist der Gesichtspunkt falsch, dass man über ihre Erhaltung nach dem Gefallen oder selbst nach sachverständigem Kunsturteil entscheidet. Denkmäler sind errichtet, dass man der Toten und des Todes gedenkt, nicht um Kunstwerke zu erzeugen. Sie gehören in erster Linie der Ortsgeschichte, erst in zweiter der Kunstgeschichte an. Darum soll auch das unscheinbare Denkmal, selbst das einer unbedeutenden Persönlichkeit, mit Ehrfurcht bewahrt bleiben. Stören sie dort, wo sie stehen, den Gottesdienst, so ist doch immer eine Stelle in der Kirche zu finden, wo sie dies nicht thun und vor Unbill geschützt sind. Eine wohlgeordnete Kirchenverwaltung sollte diese oft kostbaren Andenken an die Toten einer kunstreicheren Zeit, die mit wenigem oft zu erhalten sind, nicht unberücksichtigt lassen. Eines seien die Kirchenverwaltungen vor allem eingedenk: es ist nicht zu erwarten, dass in ländlichen Kirchen sich Kunstwerke ersten Ranges finden. Man soll an ihre Schätzung nicht mit jenem Massstabe herantreten, den man in unseren grossstädtischen Museen sich aneignete. Man soll vielmehr die Liebe als Mass nehmen, mit der das Werk geschaffen ist, selbst bei mässigem Gelingen. Und die Kirche soll streng darauf halten, dass das ihr in Liebe Gebotene nicht ohne Grund in Missachtung komme.“ Was Gurlitt vom Königreich Sachsen hier so richtig sagt, sind goldene Worte und diese gelten vollauf auch von unseren brandenburgischen Kirchen, in denen ohne vorgängige Befragung des Konservators, noch jetzt mitunter unzweckmässige Änderungen der alten Ausstattung im Innern der ländlichen Gotteshäuser vorgenommen werden. E. Fr.

Wo liegt der Spandauer Bock? — Komische Frage, wird mancher alte Berliner denken. Da wo er immer lag, westlich von Charlottenburg an der Spandauer Chaussee. — Freilich, dort liegt er auch, aber auf welcher Seite der Chaussee?

Als geborener Berliner kannte ich die Sache nicht anders, als dass der Spandauer „Bock“ südlich von der Chaussee nach dem Grunewald zu liegt, während sich gegenüber nach der Spree zu die „Zibbe“ erhebt. Wiederholt ist mir aber in neuerer Zeit entgegnet worden, dass die Sache sich gerade umgekehrt verhielte, und dass es immer so gewesen wäre. Trotzdem diese gegenteilige Meinung sogar von Autoritäten der Berliner Lokalgeschichte ausgesprochen wurde, wollte sie mir nicht recht einleuchten, da ich als Berliner Junge oftmals um die Osterzeit des Bocktrubels wegen nach dem Spandauer Bock hinausgepilgert war und stets auf der südlichen Anhöhe als auf dem „Bock“ geweilt hatte. Gelegentlich eines Spazierganges durch den Grunewald stattete ich kürzlich dem Spandauer Bock einen Besuch ab und erkundigte mich des Näheren nach der Lage desselben. Der betreffende Kellner glaubte zunächst, ich wollte ihn utzen, da ich mich ja auf dem „Bock“ befand, und gab erst, als ich ihm erklärte, dass es sich

um Meinungsverschiedenheiten handle, bereitwilligst Auskunft. Was ich von ihm erfuhr, deckte sich mit meinen Ansichten, und befriedigt zog ich von dannen.

Man könnte mir nun entgegen, dass ein Kellner keine Geschichtsquelle sei und seine Aussagen nur mit Vorsicht aufzunehmen seien. Dies kann ich nur zugeben. Zufällig wurden die betreffenden Angaben aber auch von anderer Seite bestätigt und finden sich ausserdem in dem Fontane-Führer des Touristen-Klubs für die Mark Brandenburg (Berlin 1894), Teil IV (Grunewald) S. 58 f. verzeichnet. Ich lasse die betreffende Stelle zur Aufklärung der Sache hier folgen:

„Über die Entstehung und Entwicklung der Spandauer Bockbrauerei haben wir folgendes in Erfahrung gebracht: Im Jahre 1827 wurde Conrad Bechmann, der Vater des langjährigen Direktors der Brauerei, jetzigen Rentiers Herrn August Bechmann in Charlottenburg, durch den Rittergutsbesitzer, Amtsrat Schütz, nach dessen Gut Grünthal bei Biesenthal berufen, um dort nach bayrischem Muster die erste Lagerbierbrauerei in der Mark Brandenburg zu begründen. Dies geschah denn auch, und das von Conrad Bechmann gebraute Grünthaler Unterhöhlen-Bier verschaffte sich infolge seiner Vorzüglichkeit bald guten Ruf und Eingang in Berlin und vielen anderen Städten Deutschlands. Nach 13-jährigem Wirken in Grünthal, als Braumeister und Geschäftsführer, machte sich Conrad Bechmann im Jahre 1840 selbständig und kaufte in Spandau eine Brauerei. Auf dem Spandauer Berge baute er die Lager- und Eiskeller, wozu ihm vom König Friedrich Wilhelm IV. eine Parzelle des Grunewalds gegen mässige Zinsen auf Erbpacht gegeben wurde. Gleichzeitig mit der Einrichtung der Kellereien wurde hier ein Ausschank eröffnet, und da auch im Frühjahr das Bockbier hier auf dem Berge verzapft wurde, erhielt die ganze Anlage im Volksmunde den Namen Spandauer Bock. Am 15. März 1874 brannten die Baulichkeiten bis auf die Erde nieder; dieselben wurden 1875 wieder aufgebaut und bilden den eigentlichen Bock. Das zweite, jenseits der Chaussee auf der Wasserseite gelegene, neue Lokal ist anfangs der 50er Jahre entstanden. Der Berliner Volkswitz, wie immer, so auch hier fix bei der Hand, gab dem neuen Lokal die weniger schöne als treffende und die lustige Bockbierstimmung verratende Bezeichnung „Zibbe“. Der Bock war nun nicht mehr allein, er hatte sein junges Weibchen! Die Brauerei befindet sich seit 1852 ebenfalls auf der Wasser- (Spree-) Seite; sie ist seitdem vielfach erweitert und in ihrer Einrichtung vervollkommen worden. 1885 wurde sie in ein Aktien-Unternehmen umgewandelt.“

Diese Angaben, welche meine Ansicht nur bestätigen, veranlassen vielleicht einige kundige Mitglieder der „Brandenburgia“ ihrerseits zur Aufklärung der Sache beizutragen. Dr. Gust. Albrecht.

Grabschriften. Unter Bezugnahme der auf Seite 27 des Monatsblattes der „Brandenburgia“, Jahrg. IX No 1 citierten Grabesinschrift:

„Hier ruht mein Weib, u. s. w.“

führe ich eine andere, in meiner Jugend oft aus dem Munde meiner sel.

Mutter, einer geborenen Lychnerin gehörten Lesart jener Inschrift an. Sie lautet:

„Hier ruht mein Weib,
Gott sei's gedankt,
Denn immerfort hat sie gezankt;
Drum Wanderer, eile fort von hier —
Sonst steht sie auf und zankt mit dir.“

Die Ähnlichkeit beider Lesarten und die Nachbarschaft Templins mit Lychen lassen vermuten, dass es sich hier um ein und dieselbe Inschrift handelt. Welche Lesart jedoch Anspruch auf Originalität hat, will ich nicht entscheiden, bemerke nur, dass meine sel. Mutter 1819 in Lychen geboren, und dass sie ihre Vaterstadt schon im Jahre 1832 verlassen hat. Daraus geht hervor, dass die von mir wiedergegebene Inschrift vor ca. 75 Jahren im Volksmunde bekannt war. Ob sich die Robert Mielkesche Wiedergabe auf noch ältere Daten bezieht, ist mir nicht bekannt. M. Kühnlein.

Über die älteste deutsche Weide- und Ackerwirtschaft findet sich bei R. Henning bei Bespr. von Weitzen's Siedelung und Agrarwesen. Zeitschr. f. d. Altertum, Bd. 43, Berlin 1899, S. 242 folgende auch für unsere Heimatkunde interessante Bemerkung:

Die ältesten agrarischen Zustände der Germanen sind hier ohnehin nicht zu verfolgen. Aber zwischen unsern Flurplänen und den deutschen „Weidewirtschaften“, welche M. noch bis in die Zeiten Caesars zurückschiebt, liegen, wenn es eine solche Stufe überhaupt je gegeben hat, unübersehbare Zeiträume. Dass unsere Vorfahren den Ackerbau sehr lange nicht mit Passion betrieben haben, das können die Flurpläne allerdings den alten Schriftstellern bestätigen. Aber vielleicht stand eine ältere Periode, diejenige der „Hochäcker“, sogar noch auf einer höheren Stufe als die folgende römische „Zeit“. Noch im Mittelalter erkannte man an den unvergänglichen Spuren, dass der Ackerbau zurückgegangen sein müsse. Saxo Grammaticus VIII, S. 419 (Müller-Velschow) meldet auf Grund derselben aus der kimbrischen Halbinsel von einer Zeit, *ubi olim cultores terram altius versantes vastas dissipavere glebas*, während das jetzige Geschlecht *brevibus agellis contentus agrestem operam citra veteris culturae vestigia cohibet*. Er schreibt sie einem früheren Volke, den ausgewanderten Langobarden zu. Helmold I. 12 kannte sie gleichfalls: *adhuc restant antiquae illius habitationis pleraque indicia, praecipue in silva . . . cuius vasta solitudo et vix penetrabilis inter maxima silvarum robora sulcos praetendit, quibus iugera quondam fuerunt dispertita*. Er weist sie, ebenso wie die damit verbundenen Wallburgen (*urbium quoque seu civitatum formam structura vallorum praetendit*) vielmehr den voroslavischen Sachsen zu. Zur Zeit des Tacitus würde man sie vielleicht „kimbrisch“ genannt haben, vgl. *Germania 37: veteris famae lata vestigia manent, utraque ripa castra et spatia, quorum ambitu nunc quaque metiaris molem manusque gentis et tam magni exitus fidem*. Es gab schon damals in Deutschland „prähistorische“ Zeiten. E. Fr.

Baumühle und Pimpert. Auf der Exkursion der Berliner Anthropol. Gesellschaft nach Wilmersdorf im Kreise Beeskow-Storkow am 25. Juni 1899 wurde im Dorfe Lamitzsch eine alte, aus einem Baumstamm gefertigte Mühle besichtigt und für das Volkstrachten-Museum erworben. Diese Handmühle hatte die Gestalt eines hohen cylindrischen Mörsers und wurde zum Zerquetschen von Kartoffeln, Rüben und anderen Bestandteilen des Schweinefutters benutzt. Ein langer Stößel war an der Decke des Stalles befestigt und diente, indem er mit beiden Händen aufwärts und abwärts bewegt wurde, zum Zerkleinern der in dem Hohlraum der Mühle befindlichen Masse. — Ein ähnliches Hausgerät fand der Unterzeichnete im Dorfe Kietz in der Lenzer Wische, als er sich im Oktober 1896 in Gemeinschaft mit Herrn Robert Mielke auf einer Wanderfahrt durch die Priegnitz befand. Hier wurde das Gerät, welches ebenfalls aus einem Baumstamm gefertigt war und eine gleiche, nur kleinere Gestalt wie die obige Mühle hatte, als Mörser bezeichnet und diente dazu, um Graupen aus Gerste herzustellen. Der Stößel, welcher etwa dreiviertel Meter lang war, war nach unten zu kolbenförmig verstärkt und hatte am oberen Ende eine Querstange zur besseren Handhabung. Der Bauer, welcher uns das Gerät zeigte, nannte den Stößel einen „Pimpert“, welche Bezeichnung wohl die gleiche Bedeutung wie Stößel haben dürfte, da der Ausdruck „pimpern“ in der Mark im allgemeinen für „stossen“ gebraucht wird. Ebenso bedeutet „pimperlings“ „stossweise“, auch „ruck- und sprungsweise“. Über die Ethymologie dieses Volksausdrucks liess sich nichts ermitteln.

Dr. Gustav Albrecht,

Beigegeben wird die Abbildung, von der im ersten Heft dieses Jahrganges S. 15 die Rede ist.

Die Redaktion.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.